

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

75 (26.9.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 26. September 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandacker.

No. 75.

Lenardo da Sessa.

(Fortsetzung.)

Allmählich, wie Schatten dem Tageslichte weichen, wich der Argwohn aus Sybillens Brust, und sie gab sich freudig dem Gedanken hin, de Castros Warnungen könnten Trugbilder seyn. Sie entließ den Jüngling mit der alten Liebe, und auf seine Frage: ob er Wilhelm noch sehen dürfe, versprach sie ihm, ehe es Nacht würde, eine Audienz bei dem Prinzen. Dennoch war sie zu vorsichtig, ihre Geheimnisse dem Angeklagten zu vertrauen; und indem sie bei ihrem Sohne zu seiner Rechtfertigung sprach, mahnte sie ihn zugleich an, seine beabsichtigte Flucht vor ihm geheim zu halten. Aber Wilhelms kindliches Gemüth warf das Mißtrauen von sich, wie man ein beengendes Kleid wegwirft, es war ihm fremd gewesen, und hatte seine edle Natur mehr als die Gefahr geängstigt, die de Castro ahnete. — Als Lenardo schüchtern in das einsame Gemach trat, wo der unglückliche Prinz, schon bereit zur Flucht, die Mitternachtsstunde erwartete, eilte dieser ihm entgegen, und drückte den Zitternden entzückt an seine Brust. Lenardo fühlte die Thränen des trauten Gespielen an seiner Wange, er weinte mit ihm, und gab ihm die zärtlichen Namen der früheren glücklichen Zeit. „Nein, Du bist nicht falsch, Du bist noch mein Bruder,“ rief Wilhelm. „Ach, Lenardo, was denkst Du von mir, daß ich das Unglaubliche glauben konnte. Hat mich denn das Unglück so unedel gemacht? Seit ich lebe, hatte ich keinen Gedanken, den ich Dir nicht vertraute, jetzt bin ich sehr unglücklich gewesen, und habe große Entschlüsse gefaßt, ohne Deinen Trost und Rath zu fordern. Gottlob, der unheimliche Zauber ist gebrochen. Noch ist es früh, ich habe Zeit, Dir alles zu sagen; Lenardo ich muß fliehen, ich bin hier nicht sicher, der furchtbare Feind will mein Leben. Man bietet mir Zuflucht in Mailand. Der Abschied von der Mutter ist schon überstanden, aber er war schwer, obgleich de Castro sagt, sie habe nichts zu fürchten.“

Lenardos Herz klopfte laut. „Und an der Pforte St. Michale,“ sagte er, „mitten in den Trümmern, zwischen den Feigen- und Korfbäumen, hält ein Mann zwei Maulthiere bereit. Ein Zufall ließ mich das sehen, Gottlob, nur mich, denn jener Winkel ist einsam und übel berichtigt.“

„Jetzt schon?“ fragte Wilhelm, „unmöglich, es sind noch zwei Stunden bis Mitternacht; sieh hin, die Gestirne zeigen es an, ich weiß nur zu gut wie sie stehen müssen, wenn ich als ein Flüchtling ausziehe. Sollte de Castro größere Eilnöthig finden? Er war den Tag über abwesend. Aber warum dann keine Kunde an mich?“

Er öffnete das Fenster, sah in die trübe Nacht hinaus, und schloß es wieder. Lenardo war an den Boden gewurzelt, seine Füße trugen ihn kaum. „Willst Du mich an den Ort begleiten?“ fragte Wilhelm. „Gern,“ antwortete der Andere, „so bin ich bei Dir, so lange es seyn kann.“

Der Prinz nahm einen Mantel, Lenardo half ihm das goldene Kettchen zunesteln, und das Haar in die Kappe hüllen. „Zum Letztenmal!“ seufzte Wilhelm. „Von Deiner Hand hat der Knabe jeden Dienst empfangen, Deine Liebe

hat ihm jegliches Ungemach erspart. Nimm meinen Dank dafür, ich glaubte Dir anders zu lohnen.“

Er faßte Lenardos Arm, und bemerkte mitleidig sein heftiges Zittern; sie gingen durch das weite Gebäude, es schien verödet, kein Schritt außer dem ihrigen ertönte, kein Licht schimmerte. „De Castro hat die niedere Hofstatt sämmtlich entfernt,“ sagte Wilhelm, „sie mußten sich mit zu dem Kirchenfeste begeben, so wurde der Argwohn eingeschlafert, und kein Späher blieb in unserer Nähe. Der Kaiser gibt sich das Ansehen, uns Schwache zu fürchten, weil er uns verderben will.“

Sie traten jetzt in eine große Halle, ein langer gewundener Gang führte von hier aus zu dem gewölbten Thor und der Zugbrücke; Wilhelm nannte den Namen de Castro, die Wachen standen wie Todte. Ein freier Platz, zwischen dem Graben und den eingestürzten Umpfählungen war finster und still, einzelne Regentropfen fielen aus trüben Wolken. Lenardo hielt den Schritt an. „Ich hoffe zu Gott,“ sagte er kaum vernehmbar, „daß Deine Flucht glücken wird, aber geschehe uns Beiden was er will, laß uns nie an der heiligen Brudertreue zweifeln. Glaube an mich, wie an Dich selbst, wir waren ja immer Einer die Hälfte des Andern. Hier, dies Pergamenttäfelchen enthält mein Abschiedswort.“

Wilhelm hatte nicht Zeit zu antworten, sie standen neben dem Graben, vor ihnen hielt eine Sänfte mit Maulthieren bespannt. Blitzschnell faßten vier Arme den Prinzen, man zwang ihn einzusteigen, und Lenardo flüsterte ihm zu: „Bei allem, was Dir heilig und werth ist, Wilhelm, sprich kein Wort! Du bist in Sicherheit, doch wenn Du redest, ist Dein Tod gewiß.“ Die Thiere setzten sich in Bewegung, und hatten im Augenblick die zerstörten Vertheidigungswerke hinter sich gelassen. Wilhelm faßte das Schloß an der Thür, es war nicht zu öffnen; dies war die einzige Bewegung die er machte, er fühlte sich so betäubt, daß es ihm kaum gelang, Lenardos letzte Worte in sein Gedächtniß zu rufen.

Rings um das Schloß her, zwischen Steinhäufen und niedern Steepalmen, lagerten seit der Dämmerung deutsche Fußknechte. Auf den umgestürzten Resten eines Außenwerks saß Vater Benedikt. Wie er die Sänfte kommen hörte, schloß er sich an die Begleitung an, bis zu der Stelle, wo das kaiserliche Volk verborgen lag. „Die Sänfte, die den Neffen der Signora da Sessa fährt,“ sagte er, „ihre Begleiter haben kaiserliches Geleit, mit Brief und Siegel.“

Die Soldaten senkten ihre Waffen, und der Vater bestieg ein Ross, um zu der Gräfin da Sessa zu eilen.

Wilhelms Reise ging die Nacht über ununterbrochen fort, ohne daß er Kraft oder Muth gehabt hätte, etwas für sich zu wagen. Die schwarzen Gedanken von Freundsverrath tauchten wieder in seiner Seele auf, sein Herz, sonst so trozig und kühn, ward davon gebrochen, er fühlte sich plötzlich von Sorge und Furcht erschlaft, jeder Widerstand schien ihm vergebens, und er kämpfte nur mit den Regungen jugendlicher Lebenslust, um dem Unvermeidlichen würdig entgegen zu gehen. Wie durch einen düstern Flor

schimmerte indessen die Hoffnung durch solche Vorstellungen; denn wir vermögen diesen Stern nicht auszublenden, ob wir ihn auch mit Wolken umziehen, er bleibt uns treu, weil er noch das Grab in lichter Klarheit beleuchten soll. Wenn Wilhelm lebhaft an Lenardo dachte, war es ihm unmöglich, sich in Feindeshand zu glauben. Lenardos Gesicht, seine Thränen und Liebkosungen konnten nicht lügen, und die Worte: Du bist in Sicherheit! tönten dann wie Göttersprüche in seine Ohren. — So von Bangigkeit, Verzweiflung und Hoffnung hin und her getrieben, verfloß ihm die Nacht. Das Grau des Morgens zeigte ihm den Monte Gerbina, und ein festes Schloß an seiner östlichen Seite; er erkannte den Weg den man nahm. Doch ohne Vermuthungen darüber zu bilden, oder seine Begleiter, die er langsam neben sich reiten sah, zu befragen, benutzte er das erste Tageslicht Lenardos Abschiedswort zu lesen. Das Pergamenttäfelchen hatte, ein schweres Räthsel, die Nacht in seiner Hand geruht, jetzt sollte es des Freundes That erklären. Er fand folgendes:

„Wilhelm, Du bist sicher, Du bist auf dem Wege in die Schweiz zu meinem Großvater. Aber Du bist nicht mehr Wilhelm von Sicilien, sondern Lenardo da Sessa. Wilhelm ist todt, muß todt bleiben! Du wolltest fliehen, aber Du warst umgarnt, und ob Du auch entkommen wärst; Dich kann kein Land schützen, Du bist ewig ein Flüchtiger, ein Verbannter, so lange Heinrich nicht gewiß ist, daß Du nicht mehr athmest. Ist Dein Anspruch ins Grab gesenkt, dann wird die Königin mit Deinen Schwestern Gnade finden, Deine Getreuen werden gesichert seyn, kein Blut wird mehr fließen.“

„Betrübe Dich nicht, wenn ich die Abnung bestätige, die vielleicht schon in Deiner Seele aufsteigt. Ja! der Sohn Tankreds, der für die Ruhe der goldenen grünen Insel stirbt, ist Dein Freund Lenardo. Ich habe Dir manches geopfert, manche kindische Lust, die das junge Herz mächtig bewegte; Du hast mir viel gegeben, wir wissen nicht, wie unsere Rechnung steht; was ich jetzt thue, bin ich Dir schuldig. Rieth ich nicht zur Unterwerfung? Traute ich nicht den gebrochenen Schwüren? O, de Castro war weiser als wir, er wird nun schmachvoll sterben, und ihn kann ich nicht retten! Nimm denn das kurze Leben, diesen Weg voll Beschwerte, ich opfre ihn Dir mit hoher Freude. Der Pfad der Jugendlust, der im vollen Glanze lag, ist hinter mir, mein Auge verirrete sich zu den Sternen, und als es wieder auf die Erde blickte, schien sie öde und freudenlos. Das erste Gefühl, das meine Brust erwärmte, war Liebe für Treenen, die für mich nicht lebte. Niemals habe ich ausgesprochen, was ich Dir jetzt vertraue; sieh, das ist schon ein Vorrecht des Sterbenden, daß er sagen darf, was er fühlt. Das Leben hat nichts mehr für mich! Ich eile hinauf, und lasse Dich zurück, den Greis zu trösten, und seine letzten Tage zu erhellen.“

„Wilhelm, wenn wir sonst die Frühe des Morgens genossen, und die Kühlung des Abends, wenn wir das Meer anschauten, die Höhen der Berge, die schwimmenden Inseln, wenn die fabelhaften Geschichten der Griechenzeit unsere Seelen beschäftigten; Du sahst Glanz und Freude, Leben und That, in mir ward alles Wehmuth, schwärmerische Sehnsucht ohne Ziel. Dir gehört das Leben, ich wähle den Tod. Noch weiß ich nicht, wie ich Dich an meine Stelle führe, wenn der Himmel mein Werk will, wird er mir helfen. Danke mir, indem Du mein Geschenk ehrest! Vergiß, wer Du warst, verrathe niemals Deine Abkunft. Laß keine Versuchung dazu Dich bestegen. Mein Ahnherr wird Dich als sein Kind empfangen, er darf nicht erfahren, daß ich ihn um die letzte Stütze betrog, sein graues Haupt darf

„nicht noch diesen Schmerz tragen. Bei meinem Andenken, bei unserer Liebe, verrathe Dich nicht; bis Du sein Auge geschlossen hast, so lange bist Du mir zur Verschwiegenheit verpflichtet. Später frage nur die Vorsicht um Rath. Du magst dann Deine trauernde Mutter benachrichtigen, daß ihr Sohn noch lebt, und Treenen sagen: Lenardo sei Dein Engel geblieben.“

„Lebe wohl. Wenn Du diese Worte siehest bin ich in Heinrichs Gewalt, ein unvorsichtiger Schritt von Dir rettet mich nicht, und zertrümmert die Hoffnung, die mir hinüberleuchtet. Lebe wohl, Lenardo da Sessa, so nenne ich Dich zuerst; vergiß, daß Du einst einen andern Namen trugst! —“

Gegenden wechselten, Berge erhoben sich und schwandten in Nebel, Städte und Burgen blieben zurück, der Abend schleierte alles wieder ein, in des Jünglings Brust drängte sich eine Welt von Gefühlen, und der kurze Tag hatte ihm das Gewicht langer Jahre. Er antwortete auf keine Ansprache, verschmähte Speise und Trank, und schauderte bei dem Namen, den man ihm gab. Die wenigen Stunden in der Herberge nützte er nicht zum Schlummer, er weinte und betete, redete mit Lenardo, machte ihm bald herzerreißende Vorwürfe, und versprach ihm bald mit heiligen Eiden, seinen Willen zu thun. Krank an Seele und Leib kam er in Croton an, ging zu Schiffe, und fuhr nach Apulien über. In Galtipoli fand er die schweizerische Begleitung, eigne Leute des Grafen da Sessa, die ihn mit treuherziger Freude begrüßten. Sein früheres Leben war nun ein Traum, und er schied von allem Gewohnten, indem er den letzten Blick auf Stelliens Küste warf. —

Indessen hatten Heinrichs Soldner, in jener Mitternacht, den Grafen de Castro überfallen, eben als er, der Verabredung gemäß, dem vermeinten Prinzen das Lösungswort gab, und diesen verummumt aus dem Gebüsche treten sah. — Man riß Beide auseinander, ließ den Jüngling das Maulthier besteigen, und führte ihn, in Mitten eines bewaffneten Hausens, nach Palermo, in die feste Burg Uziza, die noch aus der Sarazenenzeit stammte, und ihren Namen von der Tochter eines Emirs trug. Hier im finstern Thurne verwahrt, blieb er allein. Es war nun alles gethan, alles gelungen, er fing an ruhiger zu werden, dachte den Tod mit Ernst und Freudigkeit, und hob sich triumphirend über die Grenze, der er so nahe stand. Seine Stimmung war schön, wenn auch nicht natürlich; der gewöhnliche Lebensgang des Menschen gibt ihm keine ähnliche, und ihre Erhebung kann nicht dauern, aber sie hat Tausende in den Tod begleitet, und schwachen Herzen überirdische Kraft verliehen. Der düstere Morgen nahm nach und nach die Decke von Erd und Meer. Sein enges Fenster übersah die Stadt, die Berge, den Weg nach Termini, das weite heilige Meer. Er grüßte alles mit einem Abschiedsblick! —

Die anklagende Stimme, die schon lange flüsternd erklungen war, erhob sich nun laut. Kaiser Heinrich beschuldigte die königliche Familie des Verraths, viele Bischöfe und Edle wurden eingezogen, er machte bekannt, wie Prinz Wilhelm auf der Flucht ergriffen, und dem Tode verfallen sei. Wo sein Gefängniß sei, und welches sein Schicksal, das wurde verborgen; nur ein deutscher Geislicher betrat den Kerker, und die Befehle wegen seiner letzten Stunde deckte das tiefste Geheimniß. Daher die Ungewißheit, die noch jetzt über Wilhelms Loos herrscht, wenn Jahrhunderte seine Zeit in Dämmerung hüllen, breitet sich über ihn selbst völlige Nacht. Wir aber folgen einem trüben Lichtstreif, der um den Schritt der dichterischen Sage schimmert, und wenn er uns zuweilen auf Pfaden führt, die von dem hellen Sonnenglanz unserer Tage nicht beleuchtet werden dürfen, mögen

wir uns erinnern, daß wir in die Nächte des zwölften Jahrhunderts schauen. (Fortsetzung folgt.)

Herlossohn ein Prophet!

Oder:

Jubilate!

Dieses „Jubilate!“ — sagt Herlossohn im „Komet“ — schrieb ich, um die damalige Censur zu ärgern, im August 1843, zur Feier des tausendjährigen Bestehens des deutschen Reiches. Es liegen bei dieser, übrigens sehr nüchtern abgefertigten, Feier mancherlei jugendliche schwärmerische Hoffnungen in uns auf — die freilich nicht erfüllt wurden, denn das Deutschland, wie es damals bestand, sollte ja fortbestehen nach der seligmachenden Intention des heiligen Bundestages und seiner zwei mächtigsten absoluten Stimmen. Die Ironie, dachten wir Schwärmer damals, könnte den gewünschten, ersehnten und wohlverdienten Zuständen als Geburtshelferin dienen. — Indessen, — es wurde nichts, wie schon unzähligemal vorher; aber man hatte doch die kleine Freude, den Rothzist des Censors erröthen? — nein! vielleicht vor Aerger schwarz werden zu sehen. Nun, er war damals nicht so schlimm wie Andere, er ließ mein „Jubilate!“ so greifbar auch die Malice war, stehen; vielleicht schämte er sich doch ein wenig, zu erklären: „Daraus wird nun und in alle Ewigkeit nichts!“ Und so enthielt mein Journal und darnach eine kleine Sammlung folgenden Aufsatz, durch den ich nicht weniger als ein Prophet erscheine. Man lese und staune, ich habe prophezeit, unbewußt verkündet, was eben das Wesen des Prophetenthumes ausmacht.

Mein „Jubilate!“ lautete wörtlich:

„Zum tausendjährigen, sogenannten deutschen Reichsjubiläum, bereitet uns der deutsche Bund große und schöne Ueberraschungen. Er hat alle Regierungen angewiesen, die zugesagten Constitutionen zu geben und zwar so gleichmäßig als möglich, und so freisinnig, daß uns das Herz darob lachen wird. In Folge dessen erhalten wir: Pressfreiheit, mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren, gleiche Münze, Maße und Gewichte, allgemeine Wehrpflicht, neue Jagdgesetze, die mehr zu Gunsten des Menschen als des Viehes sprechen, Freizügigkeit für Alles, Heimathsrecht, soweit die deutsche Zunge reicht, Gleichheit vor dem Gesetz, Aufhebung jedes Rangunterschiedes, Anwartschaft auf jede Stufe im Staat. — Vieles Andere dürfen wir nicht verrathen. (Darunter dacht' ich mir damals gewiß die Centralregierung und die deutsche Flotte!) Es ist die Hoffnung gegeben, daß selbst die Bückerburger und Knipphäuser ihren Partikularpatriotismus werden fahren lassen und dafür den allgemeinen Deutschen annehmen. Arndt's Lied: „Was ist des deutschen Vaterland?“ mit der herrlichen Strophe: „Das ganze Deutschland muß es seyn!“ wird nicht nur in den Schulen, sondern auch von den Kanzeln und auf den Theatern gesungen werden, so daß die Franzosen und andere Ausländer lange Ohren machen werden. Auch soll bei den fremden Höfen je nur ein einziger gesamtdeutscher Repräsentant angestellt werden und die sämmtlichen deutschen Farben wird man in Frankfurt am Main auf dem Römerplaz in einen Kessel werfen, durcheinander rühren und daraus eine einzige Farbe kochen, mit welcher alle Wappen, Fahnen und Schlagbäume angestrichen werden sollen. So wird Deutschland angeschmiert werden und sich zum ersten Mal darüber freuen. — Doch ich muß inne halten, sonst plaudere ich zu viel aus und verspreche zu viel und kann's dann nicht halten. Mahnen lasse ich mich nicht gern: Es

wird dann in Summa das wahrhafte tausendjährige Reich beginnen, von dem schon in der Bibel steht. Und was darin steht, das trifft bekanntlich Alles ein, u. s. w.“

Der Aufsatz war längst vergessen, da erinnert mich heut ein Freund daran, dem das Büchlein zufällig in die Hände gerathen. Was sagt der geneigte Leser dazu? Habe ich nicht prophezeit, nicht im närrischen Gewande Wahrheit verkündigt? Um dieses Preises willen will ich gerne ein Narr seyn. Wir zählen erst 1848 und das Meiste von dem Gesagten ist erfüllt, Vieles wird noch verarbeitet zur Zeit — und wenn wir erst 1858 zählen!!

Von den Wählern und Heulern, von der rothen Republik und der Reaktion, von der communistischen Presse und der communen &c. habe ich freilich nichts vorausgesagt, aber das verstand sich von selbst, denn das kommt von selbst, wie nach dem Regen das Regengewürm. —

Verdien' ich aber nicht eine Nationalbelohnung? Ich meine es — und Bescheidenheit wäre in unserer Zeit am unrechten Plaz. Wenn der Drechslergeselle Bättner befangen gewesen wäre von unzeitiger Bescheidenheit, so hätte er sich mit seinem Ofenbein auch nicht für den deutschen Reichstag vorschlagen können, und Fürst Lichnowski wäre in gleichem Falle mehrmals sitzen geblieben, statt aufzustehen. —

Ueber einige krankhafte Erscheinungen der Gegenwart.

Man findet in jeziger Zeit eine überaus gesteigerte Weichlichkeit und Genussucht. Wohl zwar hat die Sinnlichkeit ihre Rechte und hat auch dieselben zu allen Zeiten im Uebermaße geübt, aber doch wohl nicht in demselben Grade, wie gegenwärtig. Man sieht ein allgemeines Drängen aus den Kreisen, welche durch Geburt angewiesen sind, heraus, und ein Hindrängen nach Ständen und Verhältnissen, die man für bequemer, vornehmer und genussgebender hält.

Man findet den Aufwand für Kleidung in allen Ständen, insbesondere in den niederen, außer allem Verhältniß zu den rechtmäßigen Einnahmen und den anderweitigen pflichtgemäßen Ausgaben. Solchen alle Schranken durchbrechenden Luxus kannte man vordem, wo es noch eine standesgemäße Kleidung gab, nicht. Und wo ist hierbei die Bürgerugend der Einfachheit, Bescheidenheit und Nüchternheit?

Man findet ferner einen unendlichen Lügengeist, welcher sich im gewöhnlichen Umgang, besonders aber in öffentlichen Blättern kund gibt. Verläumdungen und qualifizierte Entstellungen, wie sie fast täglich vorkommen, überzeugen uns, wie sehr Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit, diese Pfeiler des Bürgerthums, niedrigem Hass und leidenschaftlichem Parteiinteresse gewichen sind.

Auch wer in einem öffentlichen Amte steht, weiß, wie unverläßlich insgemein die eingehenden Zeugnisse sind und wie leicht selbst ganze Korporationen falsche Angaben machen. So sehr ist die Rechtslichkeit und Mannhaftigkeit gesunken. — Auf dieselbe Krankhaftigkeit der Gegenwart weist der Umstand hin, daß man kein Wort, kein Recht &c. für gesichert hält, wenn dasselbe nicht verbrieft ist; daß man keinen Vertragsbrief für beruhigend ansieht; wenn er nicht mit allen möglichen Klauseln wider Verdrehung und böse Auslegung gesichert ist; daß man dem Höchsten wie dem Geringsten keinen Schritt weit trauen zu dürfe glaubt, sondern ihn mit Kontrollen und Kontrollen der Kontrollen umstellt, und daß man dessenungeachtet Veruntreuungen und Prozesse im Zunehmen und den Ausgang auch des besten Prozesses bei der Schwunghaftigkeit der unredlichen Deutelei

ungewiß steht. Und was beweisen die zahlreichen unglücklichen Ehen und die im beklagenswerthen Zunehmen begriffenen Ehescheidungen? Ist etwa das seltener werdende eheliche Glück eine Folge der zunehmenden Tugend, oder sind vielleicht die gehäuftesten Ehescheidungen. Erweise wachsender öffentlicher Sittlichkeit? — Und wie steht es mit der häuslichen Erziehung der Kinder? Sonst lehrte die Mutter das Kind beten, und den Eigensinn brechen, war ein Hauptgrundsatz der Erziehung. Nun wird aber das Gebet in den Familien immer seltener, und den Eigensinn des jungen Geschöpfes brechen, heißt Eingriff in die natürliche Entwicklung. —

Sodann findet man eine ins Ungemessene anwachsende Armuth. Zu bedauern sind die durch das Maschinenwesen so vielfach um ihren Erwerb gebrachten und täglich noch mehr bedrohten kleineren Gewerbe; zu bedauern sind insbesondere die Tausende von betagten Wittwen und Frauenspersonen, welche sich vordem durch Handarbeit, namentlich durch Spinnen, nährten.

Man kann endlich wahrnehmen, daß sich der Reichtum in den Händen verhältnißmäßig Weniger in bedrohlichem Maße anhäuft, daß der Mittelstand im Abnehmen, die Zahl der Besitzlosen und Armen dagegen im offenbaren Zunehmen ist. Nun bildet aber der Mittelstand überall den Kern und die Kraft der Nationen. Großer Reichtum aber und große Armuth bringen dem sittlichen Charakter Gefahren, die in der Regel nicht überwunden werden, und der Besitzlose ist ohnehin der natürliche Feind der bestehenden Ordnung. Auf alle Fälle ist die im Zunehmen begriffene unnatürliche Vertheilung der Glücksgüter etwas Unnatürliches, und das Unnatürliche wird keinen Bestand haben. (R. C.)

Kapuzinerpredigt.

O du curiose, du närrische Welt,
Laß 'mal besehen dich, wie bist du bestellt?
Schau ich nach Norden, schau ich nach Süden,
Seh ich die Leute nur wenig zufrieden,
Seh ich nach Morgen, seh ich nach Westen,
Stehen die Sachen nicht alle zum Besten.
Wie, sind etwa die Herrn Potentaten
Sich einander an die Köpfe gerathen?
Dieses weniger, selbst der Herr Russe
Steht mit Europa auf friedlichem Fuße;
Aber das Ding hat 'nen andern Haken,
Tausende müssen sich schinden und plagen,
Und wenn sie Abends nach Hause schleichen,
Haben sie nicht Butter aufs Brod zu streichen;
Andre sitzen bei duffenden Küchen,
Mästen den Bauch sich mit vielem Vergnügen,
Und bei Concert und Tanz und Gesang
Wird ih'n die Zeit nicht im Mindesten lang. —
Gebt, rufen die Einen, uns was zu verdienen!
Die Andern erwidern mit ruhigen Mienen:
Wir brauchen euch nicht, wir haben Maschinen! —
— Da ist auch noch eine dritte Sorte,
Die zwischen Commisbrod und der Torte
Inmitten steht, wie Jedem bekant,
Dies ist der liebe Mittelstand.
Mit diesem dormalen beschäftigt sich
Der Teufel ganz absonderlich,
Und thut sie mit Hoffahrt und Luxus tyrannen,
Daß Viel schon nach seiner Pfeife tanzen.
Mit dem Huhn im Topfe nicht mehr zufrieden,
Lechzen sie nach den Hesperiden
Der Reichen, und sind sie noch so dünne,

Thun sie doch so dick mit eitlem Sinne.
Und reich zu werden ist jetzt eine der leichtesten Sachen,
Man braucht nur in Actien Geschäfte zu machen.
Seit die Demoisellen sind Fräuleins geworden,
Die Zeit verschmachten an Pianoforten,
Gelehrt sich und französisch ausdrücken,
Schmeckt ihnen nicht mehr das Kochen und Stricken,
Drum sitzen sie auch in ganzen Schaaren
Und warren auf Männer wie die Narren,
Denn wenn die Männer die seidenen Fräuleins schaun,
Beginnt ihnen vor dem Heirathen zu graun,
Drum viele Heirathskandidaten
Sind unter die Sanct Simonisten gerathen.
Und thut sich Einer ja bequemen,
Für's Leben eine Frau zu nehmen,
So thut er nicht incommodiren
Mit Liebeln sich und mit Pouffieren;
Er sezet sich ins Zeitungsblatt,
Und fragt ganz trocken, wie viel sie hat?

Maritätenkästlein.

○ RangUnbequemlichkeiten. Im Beginne der ersten Revolution wollte ein Marquis Paris verlassen, wurde aber an der Barriere angehalten und nach seinem Namen befragt. „Es ist der Herr Marquis von SanctEyr,“ antwortete der Begleiter des Marquis. „Oho! jetzt gibt es keine Herren mehr.“ — „Nun, so schreibe mich nieder als Marquis von SanctEyr,“ nahm der Marquis das Wort. — „Die Adels-titel sind abgeschafft,“ erhielt er zur Antwort. — „Nennst mich den von SanctEyr.“ — „Von? es gibt keine Vons mehr.“ — „Gut, also SanctEyr.“ — „Sanct geht auch nicht, die Heiligen sind aus dem Kalender verschwunden.“ — „Wohlan, so heiße ich Eyr.“ — „Sire? — Sire? — (wird mit Eyre gleich ausgesprochen) Sire? Wir haben keine Sires mehr.“ Der Marquis mußte aus Mangel an einem hausbackenen, reisefähigen Namen in Paris bleiben.

○ Kazenmusik. Als sich jüngst zu Wien eine Volksmenge vor dem Palais des durch seine Originalität bekannten Grafen Sador versammelte, um eine Kazenmusik zu bringen, trat er an das Fenster und fragte: „Meine Herren! Wem wollen Sie die Kazenmusik bringen? Mir oder meiner Frau?“ (Einer Tochter Metternichs). — „Ihrer Frau!“ war die Antwort. — „Gut, meine Herren! da komm ich selbst hinunter und helfe Ihnen.“ — Und alsbald erschien der Graf unten mit einem ungeheuren Trichter, auf dem er furchtbar blies. Nachdem der Höllenlärm eine halbe Stunde gedauert und sich das Volk befriedigt entfernen wollte, rief der Graf; „Halt, meine Herren! Sie haben vergessen, die Fenster einzuwerfen. Das gehört auch noch dazu!“ — Und der Graf war der Erste, welcher Steine in die Fenster seiner Gemahlin warf.

○ Unter den in Frankfurt einlaufenden Petitionen kommen zuweilen recht droßige vor, wie: Petition des Zacharias Schmeerbach, um Amnestie der Brüder Michael und Andreas Schmeerbach. — Petition und Aufforderung aller Deutschen zur Eroberung der Halbinsel Yucatan. — Petition des Gärtners Bachmann um Unterstützung zu seiner Reise nach Amerika. — Petition des Rabbiners Moses zu Schwerte, um Amnestie für seine Tochter Fanny. — Petition des Kaminfegers Friedrich Ehrismann zu Frankenthal, um eine Kaminfegerstelle u. s. w.